

## **Menschenfische – Flussaffen**

Eine Aneinanderreihung stählerner Flöße mit unterschiedlich hohen Aufbauten – das war der Kongo-Dampfer. Seine Länge schätzte ich auf 150-200 Meter. Die Anlegestelle war durch Polizisten und Soldaten abgeriegelt. Das hinderte die Händler nicht, sich dem Dampfer mit dem Kanu zu nähern. Ich wurde sofort durchgewinkt, als ich meine gestempelte Fahrkarte vorzeigte. Auf dem unteren Deck herrschte lautstarker Handel mit allem, was essbar war – und noch hatte ich keine Ahnung, was sich alles als essbar herausstellen sollte. Ich trat auf einen weichen Körper, erschrak und rief „Pardon!“ Ein ungefähr 1,50 Meter langer welsartiger Fisch öffnete langsam sein Maul zu einer stummen Klage und schloss es wieder. Über den Holzboden lagen größere und kleinere Fische verstreut, manche auf einem Haufen, andere zuckten zwischen den Füßen der Passagiere. Händler, die von den Kanus aufs Schiff gelangt oder von den Polizisten durchgelassen worden waren, schwingen ihre Fänge an Angelschnüren durch die Luft. Gestikulierend warben sie um Käufer. Ich zog den Kopf ein. Eine Frau verhandelte mit einem Matrosen. Ihre dünnen Zöpfe standen drahtig in alle Richtungen. Zu ihren Füßen lag ein großer Fisch. Die Frau und der Matrose stritten und rissen sich gegenseitig einen Geldschein aus der Hand. Die Frau ereiferte sich. Mit dem ausgestreckten Arm zeigte sie beschwörend auf den Fisch. Der Matrose blickte das Tier voller Verachtung an und zerrte ihr den Geldschein aus der Hand. Zornig hob sie den Fisch vom Boden auf, presste ihn dem Matrosen vor die Brust und entriss ihm wieder den Geldschein. Der Matrose, mit dem Fisch auf dem Arm, stellte sich vor mich. Er wollte mein Ticket sehen. Das Ticket nahm er in die freie Hand, betrachtete es eingehend und führte mich eine Treppe hoch und einen Gang entlang. Den toten Fisch wiegte er dabei wie ein Baby auf dem

Arm. Die Verkäuferin lief zeternd hinter uns her. Der eine Geldschein war ihr offenbar zu wenig.

Vor einer Kabine blieb der Matrose stehen. Die Tür war verschlossen. Durch eine Luke konnten wir sehen, dass die beiden Betten nicht gemacht waren. Der Matrose führte mich zu einer Bar, in der ich warten sollte. Die Frau, kreischend, als entführten wir ihr Kind, folgte uns. Hinter mir schloss der Matrose die Tür.

Der Getränkeverkauf hatte noch nicht begonnen, alle Schränke waren verriegelt. Ich fühlte mich abgeschoben und war dabei zufrieden, nicht im quirligen Gedränge hin- und hergestoßen zu werden. Ein kleines Fenster, das einzige, das einen Ausblick auf die Decks gewährte, befand sich oben in der Tür. Ich stellte mich auf einen Stuhl und schaute hinaus.

Die Wartezeit hätte ausgereicht, um zum Hotel zurückzugehen und die offene Rechnung zu bezahlen. Es ging lediglich um zwanzig Zaire. So wie hier um jede Makuta gestritten wurde, konnte mir die letzte Nacht zum Verhängnis werden. Das Hotelpersonal wusste, dass ich den Dampfer nehmen wollte. Nochmals an Land zu gehen, schien mir aber riskant. Den Ferndampfer zu verpassen hätte meine gesamte Reise gefährdet. Er fuhr nur in wöchentlichen Abständen.

Deutete an Deck etwas darauf hin, dass man nach mir suchte? Offiziere in den verschiedensten Uniformen stakten zwischen den Fischen. Von allen Seiten paddelten Fischer, die in ihren Einbäumen standen, an den Schiffsrumpf heran. Große Fische hinter sich her schleifend, erklommen sie den Dampfer. Die Masse der Fische an Bord ließ im Speiseplan der nächsten Tage wenig Abwechslung erwarten. Ihr Geruch drang in die Bar. Ich sehnte die Abfahrt herbei. Wenn sich der Dampfer einmal in Fahrt befand – so glaubte ich –, wäre ich unerreichbar für alle Händler, alle Hotelangestellten, alle Landpolizisten. Dann konnte ich meine Freiheit ein paar Stunden lang genießen. Bevor die Ankunft mich in neue Abhängigkeiten verstrickte, neuen Turbulenzen aussetzte.

Statt der Weite des Kongo sah ich zunächst die Streitereien der Fischer, die sich abdrängten, prügelten und einander Geldscheine aus den fischig glatten Fingern rissen. Sie kämpften um ihr Überleben.

Wann konnte ich endlich meine Kabine beziehen? Ich stieg vom Stuhl und öffnete die Tür. Beim Anblick von drei Soldaten erstarrte ich. Zwei Maschinenpistolen, ein Sturmgewehr, drei Handgranaten an Karabinerhaken, große schwarze Pistolen im Halfter, Dolche in lederen Scheiden, Knüppel, schwere Patronengürtel auf den sich unter den Kampfanzügen wölbenden Speckrollen. Sie standen mit dem Rücken zur Bar und blickten über die Reling. Hinter ihnen schlich ich die Kabinenwände entlang. Die Luken offenbarten tropischen Schlendrian. Nirgends waren die Betten gemacht. Matrosen waren nicht zu sehen. Ich ging um die Kabinenreihe herum und beugte mich auf der dem Fluss zugewandten Seite über die Reling. Kleine Jungen kletterten behände die Schiffswand hinauf. Andere standen barfuß in den am Schiffsrumpf vertäuten Kanus. Als sie mich erblickten, priesen sie mir triumphierend ihre Fische an. Weitere Kanus näherten sich. Das alles deutete nicht auf eine baldige Abfahrt hin.

Ich ging zur Bar zurück. Die kriegerisch bewaffneten Gendarmen waren weitergezogen. Ein afrikanischer Passagier hatte sich eingefunden und begann eine Konversation. Meine Herkunft, meine Familie, meine Reiseabsicht, ob ich Tourist sei. Ich fragte ihn nach seiner Einschätzung, wann der Dampfer ablege. „Gegen Mittag“, sagte er. Ich ging vor die Tür. Die Kräne im Hafen, die bisher stillgestanden hatten, waren nun in Bewegung. Ich hatte den Vorgang des Be- und Entladens für abgeschlossen gehalten, aber er schien gerade erst zu beginnen.

Ein Offizier trat auf mich zu und redete mich mit Namen an. Ich erschrak. Er streckte mir freundlich die Hand entgegen. Jemand vom Schiffspersonal sei auf dem Weg in die Stadt, um die Lebensmittel für die Kabinenpassagiere einzukaufen, sagte er. Meine Hoffnung, in den nächsten Tagen etwas anderes als Fisch zu bekommen, stieg.

Ich stellte einen Barhocker vor die Tür und sah dem Beladen des Schiffes zu. Offene Körbe, randvoll mit Kartoffeln, wurden durch die Luft geschwenkt. Einzelne Kartoffeln fielen heraus und kullerten über das Deck. Ein Fischhändler bückte sich und steckte eine große Kartoffel in seine Hosentasche. Arbeiter, die zum Schiff gehörten, bemerkten das, folgten ihm und prügeln mit Stöcken auf ihn ein, bis er die Kartoffel wieder herausgab. Solche wie er konnten für Mundraub zu Tode geschlagen werden. Um ungeschoren davon zu kommen, musste man mindestens einen mit Kartoffeln beladenen Lkw entführt und den Fahrer erschossen haben.

Andere Militärpolizisten betraten die Gangway. Ihre Tarnanzüge waren Leopardenfellen nachempfunden. Ebenso die Mützen – getreue Nachbildungen der Mütze, mit der sich Staatspräsident Mobutu für offizielle Fotos abbilden ließ. „Gendarmerie Nationale“ und ein großes „A“ waren in die Uniformen eingestickt. Die Gendarmen schauten sich suchend um. Die Zahl der Händler an Deck hatte weiter zugenommen, aber an Passagieren der Kabinenklasse hatte ich außer dem Afrikaner, der in der Bar wartete, noch keine entdeckt.

Zwei Männer trugen zerschnittene Verpackungskartons, bedruckt mit Firmennamen, vorbei. Als sich einer der beiden umdrehte, sah ich, dass die Vorderseiten der Kartons mit Ölfarben oder Acryl bemalt waren. Kongo-Fischer bei der Arbeit; golden der Fluss, schwarz die Silhouetten der schlanken Menschen in ihren Kanus. Eine Idylle. Das Gemälde seines Kollegen zeigte Flugzeuge, die Bomben abwarfen über der belebten Straße einer afrikanischen Kleinstadt. Wer würde sich das in seine Hütte hängen? Oder war es für die weißen Touristen gemalt? Für etwaige Kunsthändler, Galeristen, europäische Museumsdirektoren an Bord? Der Verkäufer – der Maler selbst? – bemerkte mich und zeigte mir ein weiteres Bild. Über einem Kasernenhof wehte die belgische Flagge. Zwei weiße Befehlshaber in hellen Uniformen standen frontal vor einem Heer aus Afrikanern in dunklen Uniformen. Die Soldaten eines anderen Heeres – was offenbar ein zeitliches

Nacheinander veranschaulichen sollte – gingen gebückt auf den Bildrand zu.

Ich schüttelte den Kopf. Von allen Händlern fanden die Gemäldeverkäufer die wenigste Beachtung. Zigaretten-, Zahnpasta- und Brotverkäufer drängten sich durch die Menschen. Ich hatte die dicken Taue im Blick, an denen das Schiff in der starken Strömung zerrte, und hätte sie am liebsten durchgehauen.

Unvermittelt ertönte eine Sirene. Ein lang anhaltendes Signal. Vorfreude erfüllte mich. Aber noch veränderte sich nichts. Niemand hatte es eilig, an Land oder in die Kanus zu kommen. Als gälte das Signal den Händlern im Umkreis, sich zu überlegen, was sie noch zum Verkaufen aufs Schiff bringen könnten.

Ich nahm meine Landkarte hervor und betrachtete zum wiederholten Mal den Flusslauf und die weitere Strecke. Die Karte verriet nichts darüber, ob und wie es möglich war, von Lisala aus zur Zentralafrikanischen Republik zu gelangen. Die ehemaligen französischen und belgischen Kolonien in Zentralafrika mochten ja politisch eine Einheit bilden, aber wie wahrscheinlich war es, dass ich nach Kamerun gelangte, einen Schritt weiter in die Zivilisation? Gebeugt saß ich über der ausgebreiteten Afrikakarte und fuhr mit dem Finger Wege und Flussläufe entlang. Mein Blick wanderte über die Länder. Die Reise hätte völlig anders verlaufen können. Von Zaire aus wäre ich vielleicht nach Tansania hineingelassen worden. Ich hätte einen weiteren magischen Ort aus meinen Kinderträumen erleben können, den Kilimandscharo. Andererseits gefiel mir, dass meine Reise einigermaßen geradlinig verlief. Ostafrika lag hinter mir. Die Mitte des Kontinents war eine andere Welt. Westafrika, die Atlantikküste, würde wiederum etwas Neues sein. Allmählich entwickelte ich Ehrgeiz, den Kontinent vom einen zum anderen Ozean zu durchqueren.

In der Bar begann ein Kellner den Tisch zu decken, für acht Personen. Ich ging davon aus, dass ich eine von ihnen war. Ich hatte Appetit.

Meine Vorfreude war unberechtigt. Acht Schiffsoffiziere kamen aus den verschiedensten Richtungen gleichzeitig zusammen, als sei die eben verklungene Schiffssirene nicht das Abfahrtssignal, sondern ihre Essensglocke gewesen. Sie ließen sich am Tisch nieder und wurden mit gebratenen Koteletts und Pommes frites bewirtet.

Ich fragte einen der Kellner, der einen vollen Teller an mir vorbeitrug, wann die Mahlzeit für die Passagiere serviert werde. „Danach“, sagte er – wann auch immer das sein mochte.

Die Portionen waren groß. Die gesättigte Schiffsmannschaft machte nicht den Eindruck, als wolle sich jeder gleich auf seine Aufgabe stürzen. Kaffee, fröhliches Geplauder, Zigarette, noch eine Zigarette – das Schiff würde erst im Dunkeln ablegen.

Wieder ertönte die Sirene. Mehrere der Händler beeilten sich, das Schiff zu verlassen, andere betraten es nun erst. Ein Signal zur Auswechslung der fliegenden Händler? Mit der zweiten Staffel der Straßenhändler kamen erneut viele Uniformierte aufs Schiff. Bei einem Militärpolizisten baumelte an einem Handgelenk eine Maschinenpistole, am anderen ein mehrere Kilo wiegender Wels. Hinter ihm gingen zwei hellhäutige Männer über den Bootssteg, Europäer oder Amerikaner. Sie sahen aus wie aus einem Tintin-Heft; khakifarbene Baumwollanzüge, Hemden mit zuknöpfbaren Brusttaschen, runde Sonnenbrillen – fehlten nur die Tropenhelme. Ihre braunen Lederkoffer ließen sie von kleinen Jungen tragen. Über die Abfahrtszeit des Schiffs waren sie offenkundig besser informiert als ich. Kaum hatten sie das Schiff betreten, schüttelten ein paar heftige Schläge den Stahlrumpf. Die Schläge gingen über in gleichmäßiges Vibrieren. Die Maschinen liefen. Der Schornstein stieß eine dicke Rauchwolke aus. Die Kräne stellten ihre Arbeit ein; die Tauen wurden gelöst. Die Gemäldehändler eilten mit ihren großformatigen Pappen über den Steg, der gleich hinter ihnen eingezogen wurde. Zwischen dem Schiffsrumpf und der Kaimauer bildete sich ein Spalt, gerade noch schmal genug, dass die letzten Verkäufer an Land springen konnten. Der Spalt vergrößerte

sich und bald darauf war der Dampfer weit vom Ufer entfernt. „Er legt ab“, sagte ich ungläubig vor mich hin. Die Fahrt ging tatsächlich los.

Polizisten und Soldaten, die zuvor an Bord gewesen waren, standen an der Hafenummauer und beobachteten das Wendemanöver des langgestreckten Dampfers. Nach meinem Empfinden ging es viel zu langsam vonstatten. In der Mitte des breiten Flusses winkte ich den Menschen am Kai zu. Sie winkten zurück. Ich war unerreichbar. Der Dampfer fuhr in voller Fahrt stromabwärts. Nach einer Biegung war Kisangani nicht mehr zu sehen.

Wo mochten sich die anderen Passagiere aufgehalten haben? Jetzt kamen sie überall hervor. An der Reling stand ein durchgeistigt wirkender Herr, der mich mit einem heiter interessierten Blick ansah. Über den runden Brillengläsern hatte er hochklappbare getönte Gläser, die horizontal von den Augenbrauen abstanden. Ironische Mundwinkel. Er schien das Land zu kennen. Wir kamen ins Gespräch. Ein schottischer Pfarrer, der in den fünfziger und sechziger Jahren als Missionar am Kongo tätig war und nun die Orte seines langjährigen Wirkens noch einmal besuchte. Inzwischen sei ja alles ruhig und geordnet, meinte er. Er habe härtere Zeiten kennen gelernt. Die jetzige Reise sei reines Vergnügen. Er wolle einigen Gemeinden seinen Besuch abstatten und zwei ziemlich abseits gelegene Krankenhäuser besuchen. Zu deren Ärzten habe er die ganzen Jahre über Kontakt gehalten. Beiläufig fragte er mich, ob ich für meinen Spind ein Vorhängeschloss mitgebracht habe. Ich verneinte. Auf dem Schiff werde wie überall in der Region sehr viel gestohlen, sagte der Pfarrer. Ich könne, wenn ich wolle, meine Wertsachen in seiner Kabine aufbewahren. Ich bedankte mich. Ich besaß keine Wertsachen, außer den Papieren, die ich ständig bei mir trug. Und ich war mir nicht einmal sicher, ob ich schon an den Spind in meiner Kabine herankam. Ich entschuldigte mich und verabredete mich mit dem freundlichen Herrn zum

Mittagessen. Solche Menschen hüten einen unvorstellbaren Schatz an Wissen und Erfahrung.

Die Kabine war verschlossen. Durch die Luke sah ich einen Afrikaner auf einem der beiden Betten liegen. Ich klopfte an die Tür. Grimmig blickte der Schläfer auf und schälte sich nur widerwillig aus den verdreckten Bettlaken, um die Tür zu öffnen. Eine Wolke Zigarettenrauch schlug mir entgegen, und unerträglicher Schweißgeruch, in den sich Alkohol und übelriechende Dünste mischten. Mit dem Ticket in der Hand wies ich den Mann darauf hin, dass ich die Hälfte dieser Kabine gebucht hatte, konnte mir aber im selben Moment nicht mehr vorstellen, sie ohne Ekel zu beziehen. Ich entschuldigte mich für die Störung und suchte den Steward auf, der sich „Maître d’Hotel“ nannte. Da es keine Einzelkabinen gab, hätte ich meine Unterkunft für die nächsten drei Tage lieber mit einem weniger schwitzenden Nichtraucher geteilt. Der Maître d’Hotel versprach, sich um eine andere Unterbringung für mich zu kümmern – falls ein anderer Passagier zu tauschen bereit war; alle Betten seien belegt.

Nach langem Warten bekam ich ein Bett in der Kabine eines – wie mir beteuert wurde – Nichtrauchers zugewiesen. Er hatte sich jedoch noch nicht blicken lassen. Meinen Vorstellungen von einer Schiffsreise Erster Klasse, als die sie mir verkauft wurde, entsprach die Kabine jedoch nicht. Aus der Toilette stank es abscheulich. Die Spülung funktionierte nicht. Aus den beiden Hähnen über dem Waschbecken kam Wasser in verschiedenen Brauntönen. Das dunklere musste, wenn es kein dreckiges Maschinenöl war, den toten Armen des Flusses abgesaugt sein. Das hellere glich dem lehmigen Braun, das ich in der Hütte zum Essen serviert bekommen hatte. Im Unterschied zu dem dicken Öl floss das hellere Wasser nur in einem dünnen Faden. Mehr als eine Katzenwäsche war nicht möglich. Einen der beiden Stühle nahm ich mit aufs Deck und setzte mich in die Nähe des schottischen Geistlichen. Von der Nachmittagssonne ließ ich mich trocknen und wünschte mir nichts sehnlicher als ein gutes Essen.



Vom Ufer aus kamen Einbäume gegen die Strömung auf den Dampfer zugerudert. Zwei Kanus kenterten in der Bugwelle des Schiffs. Kreischend taumelten mehrere Menschen in die Fluten. Ihre Arme streckten sich aus den Wellen hervor. Vom unteren Deck her hörte ich einen Aufschrei. Der Dampfer, taub gegenüber den Hilferufen der Gekenterten, fuhr zu schnell, als dass jemand den panisch um sich schlagenden Schwimmern oder Nichtschwimmern hätte helfen können. Auch die Ruderer in den anderen Einbäumen kümmerten sich nicht um die Verlorenen und suchten – als seien Unfälle an der Tagesordnung – hektisch den Anschluss an den vorbeischwimmenden Markt. Viele von ihnen schafften es, ihre Kanus anzudocken und sich an einem Seil mitziehen zu lassen. Die sportlichsten der Insassen enterten mit ihren vollen Körben das untere Deck, versuchten in Eile möglichst viele Fische oder Gemüse zu verkaufen und schwangen sich wieder ins Kanu, um das Tau zu lösen und zum Ufer zurückzurudern. Sie riskierten ihr Leben, nahmen eine Tagesreise in Kauf, und ihr Erfolg war vielleicht nur der Verkauf eines einzigen Fisches. *Steamer surfing*, sagte der Schotte, als sei ihm das soeben Gesehene von einem früheren, längst hinter sich gelassenen Leben her vertraut. Unberührt von der Aufregung auf dem Unterdeck kommentierte er in ruhigem Urlaubston, was auf dem Dampfer vor sich ging. Händler aus Kinshasa deckten sich auf dem Dampfer mit Waren ein, um sie in der Hauptstadt teuer zu verkaufen. Man erkannte sie an den größeren oder kleineren Styropor-Kühlboxen, die sie bei sich trugen. Entlang des gesamten Kongo, in einem Gebiet mit mehreren hundert verschiedenen Stammessprachen, verständigten sie sich in einer gemeinsamen Verkehrssprache, Lingali. Auch der schottische Pfarrer beherrschte diese Lingua franca des Kongobeckens.

In einem vertäuten Einbaum entdeckte ich ein Bündel Stauden, das mich an das Miraa aus Kenia erinnerte. Es schwamm im dunkelbraunen Wasser, das sich im Kanu angesammelt hatte. Wasser stand in allen Einbäumen, mitunter bis zum Rand; es spritzte von der Schiffs-

wand. Die Verkäufer hatten alle Hände voll zu tun, die braune Brühe aus den Kanus zu schöpfen und dabei ihre Waren anzupreisen.

Kinder und Jugendliche schwammen mit lauten Rufen vom Ufer auf den Dampfer zu. Für sie war es ein Sport, sich ans schnellfahrende Schiff zu hängen, bis zum oberen Deck zu klettern und sich von dort zappelnd in die Fluten zu stürzen. Hatten sie keine Angst vor Krokodilen? Mich beruhigte es zu sehen, dass einige der Flussbewohner gute Schwimmer waren. Das stimmte mich etwas optimistischer hinsichtlich des Schicksals der Gekenterten. Viele der Jungen waren nackt oder trugen nichts als eine Kordel um die Hüften. Ihre nassen Leiber glänzten dunkel in der Abendsonne, die krause Wolle auf ihren Schädeln war zu bizarren Mustern geschoren.

In die Betrachtung ihrer Spiele versunken, überraschte mich die Nachricht, das Essen sei fertig. Der Maître de Cuisine klopfte an alle Kabinen, um die Gäste zu rufen. Der Pfarrer und ich setzten uns einander gegenüber an den gedeckten Tisch. Die beiden kolonialistisch aussehenden Reisenden nahmen am selben Tisch Platz, beachteten uns aber nicht.

Kartoffeln gab es in ausreichender Menge. Dazu für jeden eine Scheibe Schweinefleisch, das so schmeckte, wie afrikanische Schweine rochen; und drei kleine Karotten. Das Wasser, das zum Essen serviert wurde, war von der etwas hellere Braunfärbung. Ich erkundigte mich nach Getränken in Flaschen und bekam statt einer Antwort eine große Flasche Bier gebracht, für die ich später ein kleines Vermögen zahlen sollte.

Der Pfarrer und die beiden Reisenden im kolonialen Outfit zogen sich gleich nach dem Essen zurück. Ich blieb sitzen, trank mein Bier und kam in eine feierliche Stimmung. Der Höhepunkt meiner Zeit in Afrika, dachte ich. Ein langgehegter Wunsch, den ich verwirklichte, früh genug, bevor der Fluss vom Massentourismus verdorben war. Auf welche Weltregion würden sich die letzten Abenteurer verlegen? Noch war es möglich, eine Ahnung vom ursprünglichen Leben an

dem gewaltigsten Strom Afrikas zu bekommen. Das Vorbeigleiten des Dampfers war für die Menschen entlang des Flusses eine wöchentliche Sensation. Sie warteten auf ihn, die wiederkehrende Chance, ihr Glück zu machen. Den vorübergleitenden Wochenmarkt, der auf das Tempo der Anwohner keine Rücksicht nahm. Neunzig Jahre vor mir war Joseph Conrad mit dem Dampfer gereist. Ich hatte ein Foto von der alten *Roi des Belges* gesehen. Aber auch die Zeit vor der Entwicklung der Dampfschiffahrt war hier zum Greifen nah.

Ich war am Endpunkt meiner Reise; der Rest würde Rückweg sein. Alles in allem hatte ich genug erlebt – redete ich mir im Hinblick auf das wenige Geld ein, das ich noch ausgeben konnte. Ruanda und Zaire überstiegen meinen Etat. Wenn ich Europa wiedersehen wollte, durfte ich ab jetzt kein Geld für andere Verkehrsmittel ausgeben als für den Rückflug. Selbst dazu musste ich meine Dollar günstig eintauschen. Ich durfte korrupten Grenzbeamten kein Geld schenken und mich nicht mehr verhaften lassen. Aber wenn ich am Ende der Reise meine Kamera verkaufte, konnte ich mir jetzt und einige weitere Male ein Bier leisten.

Ich fühlte mich leicht besäuselt, als ich in meine Kabine taumelte. Mein neuer Zimmergenosse, den ich noch nicht kennen gelernt hatte, lag mit geschlossenen Augen auf seinem Bett. Ich legte mich leise auf das andere. Vorsorglich machte ich von meiner Sprühdose Killtox Gebrauch. Der Afrikaner sprang hustend auf. Mit der Hand vor dem Mund stürzte er aus der Kabine. Ich hörte ihn draußen röcheln. Nach einigen Minuten kam er mit feuchten Augen wieder herein. Auch ich fand das beißende Gas aus der Sprühdose unangenehm, aber es war mir lieber als eine Malaria-Infektion. Meinem Kabinennachbarn jedoch dürfte es mit meiner Killtox-Keule ähnlich ergangen sein wie mir zuvor mit der Erfahrung der anderen Kabine, in der es nach Schweiß, Rauch und Knoblauch stank. Ich entschuldigte mich bei ihm.

Mitten in der Nacht legte das Schiff in Basoko an. Mein Mitbewohner stieg hier aus, und sogleich kam ein anderer und legte sich auf das freigewordene Bett.

Am Morgen war er weg. Beim Aufstehen entdeckte ich auf meinem Bett einen Haufen kleiner flacher dunkelbrauner Insekten. Wanzen? Ich schüttelte das Laken vor der Tür aus und wusch mich ausführlich, wenn auch nicht mit großen Wassermengen. Handtücher gehörten nicht zur Kabinenausstattung. Ich lief zum Abtrocknen in der kleinen Kabine auf und ab, jeweils zwei Schritte in jede Richtung. Durch den Spalt unter der Tür drang grelles Tageslicht herein. Ich hatte Sorge, das Frühstück zu verpassen, zog mich schnell an und ging hinaus. Vor meiner Kabinentür lag ein toter Affe, zusammengebunden. Ein kleiner Kopf mit einem kleinen, entgeistert blickenden Gesicht; verkrustetes Blut an einer Wunde. Ein zweiter Affe wurde tropfend aus einem Kanu gehoben und aufs Deck gelegt. Der Pfarrer stand an der Reling. Ich wünschte ihm einen guten Morgen und fragte, ob die Affen gejagt werden, um sie zu essen. Der Pfarrer nickte. Affenfleisch gehöre zu den verbreitetsten Nahrungsmitteln im zentralen Afrika. Die Waldbewohner erlegten sie mit Pfeilen.

Ich versuchte mich zu erinnern, was ich zu Abend gegessen hatte. Nein, das war eindeutig Schweinefleisch. Ich fühlte mich beruhigt; aber welcher einheimische Jäger, erst recht welcher Moslem, hätte mein Gefühl von Beruhigung nachvollziehen können? Vielleicht kam meine Abneigung daher, dass mir die größeren Brüder dieser Affen, die Gorillas, wie unsere engsten Verwandten erschienen waren.

Das Frühstück falle aus, sagte der Geistliche. Es sei nicht gelungen, Brot zu organisieren – so die offizielle Begründung des Küchenchefs, die der Pfarrer an mich weitergab.

Während ich etwas zu kaufen versuchte, was als Brotersatz hätte dienen können, wurden immer mehr Affen aufs Schiff gebracht. Die Kanus mit den toten Affen kamen von einem kleinen Hüttendorf am Ufer. Die Schwanzenden waren den Affen um den Kopf gewickelt

worden, und an den so gebildeten Tragegriffen hielten die Händler ganze Bündel von Affen in einer Hand. Ich befürchtete Schlimmes fürs Mittagessen.

Plötzlich gab es doch Kaffee, allerdings keine Milch. Damit schien die Besatzung ihre Pflicht, Frühstück zu servieren, erfüllt zu haben. Mit den Kellnern unterhielt sich der schottische Pfarrer in der Handelsprache Lingali. Ich bat ihn, mir ein paar Wörter aufzuschreiben.

Der Pfarrer und ich setzten uns mit den großen Kaffeepöten aufs Deck. Während wir überlegten, welche Lingali-Wörter mir vielleicht einmal das Leben retten oder es zumindest einfacher machen könnten, schweifte mein Blick über den Spiegel des Flusswassers. Der Pfarrer bemerkte meine mangelnde Konzentration. „Gibt’s viele Krokodile im Fluss?“, fragte ich.

„Möglich“, sagte der Pfarrer, aber es sei unwahrscheinlich, dass wir von Schiff aus welche sähen. Er sei in den dreizehn Jahren seiner Tätigkeit in Afrika keinem einzigen lebenden Krokodil begegnet, nur getöteten, zusammengebundenen.

Von den Hütten am Ufer starteten Kanus. Sie schnitten dem Dampfer den Weg ab. Die Ruder, mit denen die in den Kanus stehenden Männer in den Fluss stachen, waren so spitz geschnitten, dass sie damit Fische aufspießen konnten.

Der Fluss hatte noch längst nicht den höchsten Wasserpegel erreicht. In der Regenzeit, die gerade erst beginne, sagte der Pfarrer, lägen die Pfähle der Hütten unter der Wasseroberfläche, und manche der Pfahlbauten seien vom Wasser eingeschlossen. Meine Reise werde ein Wettlauf gegen die Zeit sein. Auf der Höhe der Regenzeit sei es unmöglich, von Lisala aus landeinwärts zu fahren.

Das Mittagessen ließ auf sich warten. Ich spazierte übers Schiff. In allen Ecken lagen Haufen toter Affen. Sie verbreiteten einen ekelhaften Kadavergestank. Die meisten Affen waren zum Ausdörren im Maschinenraum verstaut, aus dem mir eine pestilenzialische Hitze entgegenschlug.

Die unterschiedlichen Klassen waren während der Fahrt durchlässiger, als wenn das Schiff im Hafen lag. Ich betrat das untere Deck. Ein Passagier streckte mir einen Plastikbeutel entgegen. In feuchter Erde wanden sich fette weiße Maden. Ein anderer hielt mir eine Emaille-schüssel unter die Augen, in der kleine gerippte Würmer übereinander krochen. Angewidert wandte ich den Kopf ab. Der Mann griff mit den Fingern in die Schale, steckte sich mehrere der lebenden Würmer in den Mund, gab mir durch seinen Gesichtsausdruck zu verstehen, wie gut ihm das schmecke und bot mir erneut von seiner Delikatesse an.

Ich bahnte mir meinen Weg durch das Gedränge. Frauen in langen, mit afrikanischen Mustern bedruckten Kattunkleidern lagerten auf dem Boden, als befänden sie sich im Dorf vor ihren Hütten. In ihrer Mitte stand eine Schüssel mit einem verkohlten Etwas. Ob es einmal ein Fisch oder ein Säugetier gewesen war, ließ sich nicht mehr erkennen. Es schien, als würfen sie die Tiere mit Fell oder Haut ins Feuer und ließen sie ewig lang schmoren. „Boukaniert“ hatte der Pfarrer das genannt. Äußerlich ein Klumpen Kohle, trat im Anschnitt saftiges weißes Fleisch hervor. Durchdringender Salzgeruch ging von der Schüssel aus.

Lebende Affen, gefesselt an den Beinen und mit einem Strick um den mageren Körper, knabberten traurig an den Mangoschalen, die man ihnen hinhielt, als erkannten sie das Schicksal ihrer Artgenossen als das auch ihnen vorbestimmte. Eingeschnürte Hennen machten hilflose Versuche, mit den Flügeln zu schlagen, wenn sie ihren Besitzer wechselten. Ich kämpfte mich zur Reling vor, in den erfrischenden Fahrtwind. Rote Ameisen, in Öl frittiert, wurden auf Zeitungsseiten ausgebreitet und in kleine Portionen aufgeteilt. Auf einem Teller krochen behaarte orangefarbene Raupen. Ich hätte sie für Köder zum Angeln gehalten, hätte ich nicht zuvor den Mann die lebenden Würmer essen sehen. Und überall tote Affen, rote und schwarze, offenbar unterschiedliche Arten.

An der Reling drängten sich Menschen, die Wasser aus dem Fluss schöpften, indem sie an Schnüren Plastikflaschen und Blechdosen hinab ließen. Dann stand ich plötzlich vor einem Brotverkäufer mit Bauchladen. Das Brot war hart und trocken. Sicher keine solch saftige Delikatesse wie die lebenden Maden und Raupen. Meinem Magen aber zuträglicher. Ich kaufte einen Tagesvorrat.

Unnötig, wie ich feststellte, als ich wieder auf dem oberen Deck war. In der Bar hatte man den Tisch gedeckt. Es gab das Gleiche wie am Vortag, aber statt drei nur noch eine Möhre. Der Geistliche prophezeigte, es werde auch am nächsten Tag mit etwas Glück eine Scheibe Schweinefleisch und Kartoffeln geben, dann aber wohl ganz ohne Möhren. Erleichtert, dass wir nicht mit Affenfleisch, Maden, Raupen, Ameisen bewirtet wurden, ließ ich es mir schmecken, verzichtete auf das Flusswasser und bestellte wieder Bier. Der Kellner goss das Bier aus einem Krug in die Gläser. Es schmeckte dünn und sandig.

Nach dem Essen fiel ich in Lethargie. Teilnahmslos betrachtete ich von meinem Plastikstuhl aus das Leben an Bord und auf dem Fluss. Körbeweise wurden geräucherte Fische an mir vorbeigetragen. Ich wollte mich in meine Kabine zurückziehen und hinlegen. Als ich die Tür öffnete, schlug mir Gestank entgegen, als habe das gesamte bevölkerte Unterdeck meine Toilette benutzt – bei versagender Wasserspülung. Ich blieb draußen. Der Gestank in der Kabine würde sich kaum von selbst verflüchtigen. Ich musste bei nächster Gelegenheit einen der Matrosen informieren.

Ich las im Reiseführer erneut den Abschnitt über Lisala und die Möglichkeiten, von dort nach Bangui und weiter nach Kamerun zu gelangen. Es gab keinen Anlass zu Optimismus; ich wollte die Schwierigkeiten auf mich zukommen lassen. Ich schlief auf dem Stuhl ein.

Geweckt wurde ich, als zwei Krokodile, angebunden an einer Stange, an mir vorbeigetragen wurden. Sie waren nicht sehr groß. Ich konnte nicht erkennen, ob sie noch lebten. Ein Strick war ihnen durchs Maul

gezogen worden, dessen Ende, stramm gespannt, am Schwanz befestigt war.

Am Nachmittag war das Schiff noch immer nicht in Bumba. Ich rechnete mir aus, mitten in der Nacht in Lisala anzukommen. Wenn der Pfarrer meine Frage nach einer preiswerten Übernachtungsmöglichkeit nicht zu meiner Zufriedenheit beantworten konnte, lag das sicher nicht an seinen Ortskenntnissen, die ausgezeichnet waren. Einem Hotel dürfte ich auf meinem weiteren Weg zur Grenze nicht mehr begegnen, hatte er mit Bestimmtheit gesagt. In Lisala gebe es eine katholische Mission im Ortszentrum und eine protestantische einige Kilometer weit außerhalb. Bevor sie einen Menschen auf der Straße verrecken ließen, nähmen sie ihn lieber als Gast auf. Aber auch nur dann.

Zurück konnte ich nicht mehr. Ich wollte mich zum Atlantik durchschlagen und meine Ost-West-Durchquerung abschließen.

Penetrant stieg mir der Geruch toter Affen in die Nase. Zuerst glaubte ich, der Gestank käme aus dem Maschinenraum, dann sah ich drei tote Affen neben meinem Stuhl liegen. Wer hatte sie dort abgelegt? Und wann? Ein Stück daneben ein hoher Stapel geräucherter Affen. Klein und verschrumpelt, hart und verkohlt lagen sie zusammengekringelt, als habe man sie mitsamt des Fells auf einem Feuer geröstet. In den geschrumpften Köpfen waren Gesichter kaum noch zu erkennen, nur die kleinen spitzen Zähne in offenstehenden Mäulern. Wer brachte es übers Herz, unsere Artverwandten zu jagen und zu rösten, wer könnte bei dem Anblick der im Schmerz erstarrten kleinen Affenleiber Appetit entwickeln? Dachte ich bei dem Anblick mehr an die Lavaleichen aus Pompeji oder an Fotos aus Auschwitz? Später – aber die Empfindung konnte ich damals noch nicht gehabt haben – hätte ich mich an den süßlichen Gestank der Scheiterhaufen in Benares am Ganges erinnert gefühlt. Verbrannte Menschenleichen rochen kaum anders als die „boukanierten“ Affen.



Ich leerte die Bierflasche. Hitze und Bier machten mich zunehmend träger. Wenn nicht gerade zusammengebundene Krokodile an mir vorbeigetragen wurden oder mich der Gestank der Affen aufweckte, dämmerte ich apathisch dahin. Ich stützte den Kopf auf die Reling und ließ die Landschaft an mir vorüberziehen. Ich war jetzt auf dem Kongo, das musste ich mir klarmachen. Nur das zählte. Der große Joseph Conrad war einer der ersten, die auf einem Dampfer in die Gegend vorgedrungen waren, in der heute Kisangani liegt. Er war der Kapitän der *Roi des Belges* und musste die Fahrrinne in dem Labyrinth aus Sandbänken erst finden, die Flusskarten selbst anlegen. Dagegen hatte ich es bequem. Aber die Hochstimmung, in der ich mich am Vortag zeitweise befunden hatte, stellte sich nicht wieder ein.

Dabei gab die tiefstehende Sonne ihr Bestes und verlieh den Bäumen kräftige Farben. In Gedanken war ich schon bei der Ankunft, und damit kehrte die Sorge zurück, wie es weitergehen sollte. Würde ich in Lisala eine Unterkunft finden? Müsste ich mich die Stunden bis zum Hellwerden am Hafen herumtreiben? Ich wollte so schnell wie möglich weiter. Auf keinen Fall durfte ich mich der Illusion hingeben, die Fluggesellschaft könnte mir meinen Rucksack nach Lisala nachsenden. Höchstens einmal am Flughafen nachfragen, aber nicht wieder tagelang warten. Falls sich die Straßen für Fahrzeuge als unpassierbar erweisen sollten, konnte ich ohne Gepäck fünfzig oder sechzig Kilometer am Tag zu Fuß gehen. Achthundert Kilometer, sagte man mir, lägen zwischen Lisala und Bangui, der Hauptstadt der Zentralafrikanischen Republik. Das konnte ich in zwei Wochen schaffen, wenn ich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang unterwegs war. Aber was, wenn der Tropenregen so dicht, die Wege so aufgeweicht waren, dass ich nur zehn Kilometer am Tag schaffte? Wenn ich im Schlamm stecken blieb oder mich weggeschwemmte Brücken zu unabsehbaren Umwegen zwangen? Ich schaute in den Himmel. Nur am Horizont bildeten sich Dunstschleier. Über mir war der Himmel tiefblau, und

die tiefstehende Sonne brannte so, dass ich es nur im Schatten der Deckaufbauten aushielt.

Der Gestank in meiner Kajüte hatte nachgelassen. Vielleicht hatte jemand von der Schiffsmannschaft den Abfluss repariert, vielleicht lösten aber aus unerforschlichen Gründen Fäulnis und relative Klarheit einander ab. Ich wusch mich in dem hellbraunen Wasser. Da ich nicht wusste, wann es die nächste Waschgelegenheit geben würde, wusch ich auch gleich die Kleidung. Die Hose zog ich nass wieder an. Mein einziges Hemd und die einzige Unterhose hängte ich über die Reling in den warmen Fahrtwind und gab Acht, dass sie nicht ins Wasser geweht wurden.

Im Dunkeln legte das Schiff in Bumba an. Der Geistliche riet mir, das Schiff nicht zu verlassen, da das wahrscheinlich zu Komplikationen mit der Polizei führte. Ich hoffte, dass wenigstens ein Getränkeshändler mit Mineralwasser oder Kaffee an Bord kommen würde. Aber der Anblick des Hafens war so trostlos, dass ich die Hoffnung schnell aufgab. Lange Wurzeln, vermutlich Maniok, brachten einige Händler aufs Schiff, und Körbe mit weiteren Maden, die sich zwischen Resten von brauner Erde bewegten.

Die Händler aus Bumba drangen nicht bis zum Kabinendeck vor. Ein Sicherheitsbeamter am Fuß der Treppe sorgte dafür, dass sich die Klassen nicht vermischten. Ich konnte auf dem unteren Deck keine Getränke kaufen. Ich ging in die Bar und bestellte ein Bier – die vorletzte Flasche, sagte der Kellner, als er sie aus einem Versteck im Nebenraum hervorangelte. Vielleicht, dachte ich, während ich mein Bier trank, hätte ich gerade etwas Verbotenes tun sollen: Mich über den Sicherheitsbeamten hinwegsetzen und die Dritte Klasse besuchen sollen. Ich wäre eventuell verhaftet worden. Mit Glück hätte man mich nach einer Intervention der Deutschen Botschaft in ein Flugzeug nach Deutschland gesetzt, mit der Auflage, Zaire nie wieder zu betreten. Um meine weitere Reise hätte ich mir keine Sorgen machen

müssen. Bis der deutsche Staat das Geld für den Rückflug bei mir eingefordert hätte, wären Monate vergangen.

Was schwächte meinen Vorwitz, dass ich auf solche Gedanken kam? Ich freute mich auf kräftiges deutsches Graubrot, auf Kaffee, und sei es nur in einem langweiligen Stehcafé in einer deutschen Fußgängerzone.

Währenddessen wurde in der Bar erneut der Tisch gedeckt. Skeptisch vergewisserte ich mich, ob das kommende Essen den Passagieren zgedacht war. Tatsächlich, so war es. Bald kamen auch der Pfarrer und die beiden anderen Weißen und setzten sich an den Tisch.

Der Pfarrer hatte recht, die Möhren fehlten, sonst war alles das gleiche. Während des Essens flatterten Schwärme von Motten in den Raum, versammelten sich an den Lampen, ließen sich auf dem Essen und auf uns nieder. Alles war voller Motten – die Bar, die Luft über dem Fluss und später auch meine Kabine. Im Mottengestöber tastete ich nach der Killtox-Sprühdose, zog mit zusammengekniffenen Augen die Kappe ab und nebelte den Raum ein. Zu Tausenden stürzten die Motten auf den Boden. Ich hustete, schnappte nach Luft, würgte. Ich flüchtete nach draußen, zwischen die quirligen Motten, und zog die Tür zu. Die Flatterlinge, die sich auf mein Gesicht setzten, wehrte ich ab, strich hektisch Brust, Arme und Beine entlang, atmete ein paar mal durch, hielt die Luft an und rettete mich wieder in den ätzenden Innenraum, dessen Tür ich schnell hinter mir schloss. Die Kabine war eine Nebelkammer. Ich ließ mich aufs Bett fallen und war sofort weg. Im Traum sah ich eine Frau. Eine Unbekannte. Ich tanzte mit ihr einen langsamen Walzer, stellte mich dabei wenig geschickt an und hatte das Gefühl, dass die Szene in den fünfziger Jahren spielte. Als ich erwachte, war es bereits hell. Der Dampfer befand sich in voller Fahrt. Ich fühlte mich, als hätte ich eine Ewigkeit geschlafen. Lag Lisala bereits hinter uns? Raste der Dampfer aufs offene Meer zu? Auf die Katarakte, die vor uns lagen?